

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 36

Artikel: Gottfried Keller spricht zu unserer Zeit
Autor: Keller, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gottfried Keller spricht zu unserer Zeit.

Es möchte nicht ganz unpassend für uns junge Schweizer sein, wenn wir in einer Zeit, wo man angefangen hat, unsere Nationalität zu bestreiten, wo man uns geistig zwingen will, unser Vaterland nicht als helvetisches, sondern als deutsches, als französisches, als italienisches zu lieben, wo jeder fade, lumpige Winkeljournalist des Auslandes sich herausnimmt, über die Schweiz einen Mist herauszuschwärzen, der von nichts als von der lichtscheuen Unwissenheit desselben zeugt, wo in jeder Kaffernzeitung die Schweiz und ihre inneren Einrichtungen verhöhnt werden, wenn wir in einer solchen Zeit bisweilen unsere Gedanken nach diesem Vaterlande richten und unsere Gefühle in dem großen Kampfe der Grundsätze, der gegenwärtig Europa bewegt, zu ordnen suchen.

Bor allem aus wenden wir unsere Blicke auf die neulichen Angriffe Deutschlands gegen unsere Nationalität. Ich hoffe, es wird keiner unter uns sein, der über diesen Punkt im geringsten verwirrt worden wäre, obgleich man in Deutschland von der unfehlbaren Richtigkeit dieser ungründlichen Behauptung allgemein überzeugt zu sein scheint. Die Deutschen glauben uns dadurch hauptsächlich zum Schweigen zu bringen, das schweizerische Volk gehöre seiner Abstammung nach gar nicht zusammen, sondern die deutsche Schweiz gehöre eigentlich zu Deutschland, die französische zu Frankreich, usf., kurz jeder Teil unseres Landes gehöre zu dem seiner Abstammung entsprechenden Teil der angrenzenden Staaten, und das ist vorsätzliche Nichtbeachtung unseres Nationalcharakters. Denn zugegeben, daß wir den nämlichen Völkerstämmen entsprossen sind wie unsere Nachbarn, so tut das durchaus nichts zur Sache. Der Geist der Generationen verändert sich unendlich, und wenn wir jener Ansicht und der Bibel folgen müßten, so wäre die ganze Menschheit nur eine Nation und müßte folglich nur einen einzigen Staat ausmachen. Die jetzige Bevölkerung Englands ist entstanden aus Britanniern, Römern, Angelsachsen, Normannen, Kelten usf., die alle einander wechselweise besiegt, verdrängt und unterdrückt haben, und doch ist die englische Nation jetzt eine ganze, unteilbare, originell in ihrem Charakter und weder den jetzigen Franzosen noch Deutschen noch irgendeinem Volke ähnlich. So ist's auch mit den Schweizern gegangen. Die Urvantone waren von jeher frei in ihren Bergen; man weiß von keinem Herrn, der sie gesetzlich jemals regiert hätte. Albrecht suchte sie mit Gewalt zu zwingen, und von da an schufen sie sich ihr eigenes Geschick, und an dieses knüpfte sich nach und nach, bis auf unsere Seiten, die ganze gegenwärtige Schweiz, teils aus innerem Drange und Neigung, teils aus äußerlichem Bedürfnis an, und durch die Verfassungen, die sie sich selbst geben, sind sie ebenso verschieden worden von denen, mit denen sie gemeinschaftliche Abstammung hatten. Der Nationalcharakter der Schweizer besteht nicht in den ältesten Ahnen, noch in der Sage des Landes noch sonst in irgend etwas Materiellem, sondern er besteht in ihrer Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit, er besteht in ihrer außerordentlichen Anhänglichkeit an das

kleine, aber schöne und teure Vaterland; er besteht in ihrem Heimweh, das sie in fremden, wenn auch den schönsten Ländern befällt. Wenn ein Ausländer die schweizerische Staatseinrichtung liebt, wenn er sich glücklicher fühlt bei uns als in einem monarchischen Staate, wenn er in unsere Sitten und Gebräuche freudig eingeht und überhaupt sich einbürgert, so ist er ein so guter Schweizer als einer, dessen Väter schon bei Sempach gekämpft haben. Und umgekehrt, wenn ein Schweizer mit Frankreich oder Deutschland zu sehr sympathisiert, wenn er sich behaglich und glücklich findet als Untertan irgendeines fremden Souveräns, wenn er fremde Gewohnheiten aus Neigung annimmt und heimatliche Sitten verachtet, so ist er kein Schweizer mehr; er ist ein Franzose, ein Österreicher oder wo ihn sein Herz hinzieht, und das kann man ihm nicht immer zur Sünde anrechnen; denn der Neigungen und Wünsche des Menschen sind so viele wie Sterne am Himmel. Während Schiller mit der ganzen Glut seines Herzens die feurigen Worte singt: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren!“ läßt der Herr Geheimrat von Goethe in nobler Behaglichkeit seinen Tasso sagen: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein, und für den Edlen gibt's kein größer Glück als einem Fürsten, den er liebt, zu dienen.“

Wenn die zwei größten Schriftsteller unserer Zeit so verschiedene Worte sprachen, wie kann man es beschränkteren Sterblichen verdenken, wenn der eine da, der andere dort seine wahre Heimat sucht. Aber was der Mensch einmal als wahr empfunden hat, an das soll er halten; was er als sein geistiges und materielles Glück erkannt hat, von dem soll er nicht lassen, bis er eine andere Überzeugung bekommt. Nun hat der Schweizer einmal gefunden, daß die Unabhängigkeit des gesamten Vaterlandes, die Freiheit des Gedankens und des Wortes, die völlige Gleichheit der Rechte und Nichtgeltung des Standes und anderer Neuerlichkeiten das Bedürfnis seiner Seele ist. Diesem allem aber müßte er durch die Anschließung an andere, ihm ehemals verwandte Stämme nach den jetzigen Staatsverhältnissen entagen, oder er müßte sein Prinzip getötend zu machen und auszubreiten suchen, und das liegt nicht im Wesen eines wahren Schweizers. Denn das eben war von jeher die schönste Tugend unseres Bundes, daß er nicht, wie Frankreich, überall Proselyten zu machen sucht, sondern sich an sich selbst begnügt, und es waren die blühendsten Zeiten der Schweiz, sie war am geachtetsten, als sie in der Einfalt ihrer alten Sitten und in der Nichtachtung fremder Händel stark war. Der Schweizer spricht gern von seiner Freiheit; aber er sucht sie niemandem aufzudringen, und warum sollte er nicht mit Liebe davon sprechen? Spricht doch jeder gute Untertan ebenso gern von seinem König, und unser König ist einmal die Freiheit; wir haben keinen andern. Möchte es immer die wahre, die unzweifelhafte Freiheit sein.

(Aus: Vermischte Gedanken über die Schweiz, von Gottfried Keller.)

Wir sind bereit

Es gärt ums Schweizerhaus herum;
Die Flut bringt schwere Wogen.
Gefahr droht unserm Eigentum,
Dem teuren Gut und Boden.

Es jagt der Menschheit Unverständ
Den Wohlstand ins Verderben
Und selbst fruchtbarem Ackerland
Entsteiget nichts als Scherben.

Und wächst die Flamme auch empor;
Leckt sie nach unsfern Fahnen,
Wir schlüßen mit dem Feuerrohr
Das Erbgut uns'r Ahnen.

G. Wegmüller.